

J.P. Conrad

VERANDA WINTER



THRILLER

S

»Veranda«

© 2018 J.P. Conrad, alle Rechte vorbehalten.

ISBN Taschenbuch: 978-3-910463-14-1

ISBN E-Book: 978-3-910463-15-8

© 2022 Suspense Verlag

Höhenstraße 18, D-61267 Neu-Anspach

E-Mail: kontakt@suspense-verlag.de

LESEPROBE

J.P. Conrad

VERANDA

THRILLER



PROLOG

Theodore war eine zutiefst zerrissene Seele. Sein Gefühlsleben wurde von Leere und Hass bestimmt, die zusammen einen intensiven Sog bildeten; wie dutzende Hände, die ihn mit aller Kraft und unerbittlich hinunter in die Kälte der Dunkelheit rissen. Dieser Sog hatte ihn zwei Jahre seines Lebens, sein Geschäft und so ziemlich alles gekostet, das er besaß: das Haus, sein Geld, die sozialen Kontakte. Doch er trauerte weder der verlorenen Zeit, noch den materiellen Dingen oder den Menschen hinterher, die mal seine Freunde und Nachbarn gewesen waren. Auch nicht seiner Gesundheit, die er mehr als nur vernachlässigt, ja regelrecht gefoltert hatte. Das Einzige, das er vermisste, war endgültig und unumkehrbar aus seinem Leben verschwunden. Es war entfernt worden; ausstrahlt. Getötet von einem Teufel. Eine andere Bezeichnung gab es nicht für Elliott Finlay Dalton, den international erfolgreichen Londoner Geschäftsmann; nicht in Theodores Welt. Dabei hätte alles anders kommen und sich zum Guten wenden sollen. Da war nicht nur Hoffnung gewesen, an die er sich geklammert hatte, sondern Gewissheit. Doch wie der Gott Janus hatte Elliott Dalton zwei Gesichter: Ein gutes, das er einmal, in seiner Jugend gezeigt und Theodore damit die glücklichste Zeit seines Lebens beschert hatte. Und dann noch das böse, das gleichzeitig seiner wahren Natur entsprach. Es bestimmte sein Leben, beruflich wie privat. Und ebenso wie der Gott hatte Dalton über Leben und

Tod entschieden und tat es vielleicht heute noch. Diese dunkle Seite an ihm war es, die den Sog erschaffen hatte, aus dem Theodore sich nun seit über zwei Jahren zu befreien versuchte. Zunächst mit Selbstaufgabe und jetzt, nachdem er wieder auf eigenen Füßen stehen konnte, mit Entschlossenheit. Elliott Dalton musste büßen. Endgültig.

Einmal im Monat zog es den Teufel von London zurück in seine Heimat Rochdale. Dann speiste er feudal im nobelsten Restaurant der Stadt, dem Stefano's. Immer alleine. Immer an einem Freitagabend. So auch heute.

Theodore hatte bereits vor vier Wochen einen Aushilfsjob als Spülhilfe im Stefano's angenommen. Das war ihm ein Leichtes gewesen, denn diese Stelle hatte eine hohe Fluktuationsrate. Kaum jemanden hielt es hier länger als ein paar Monate, was Theodore inzwischen gut nachvollziehen konnte: Für ein schmales Gehalt im Akkord verkrustete Pfannen zu schrubbten, war äußerst anstrengend und unbefriedigend. Es sei denn, man hatte, wie er, besondere Absichten.

Die Atmosphäre in der großen Küche des alteingesessenen Restaurants war geprägt von Hitze, Hektik und Lärm. Es herrschte ein rauer Ton, doch alle schienen wie die kleinen Zahnräder in einer Uhr für das große Ganze ineinanderzugreifen und zu funktionieren. Theodore konnte sich nicht vorstellen, jemals in der Gastronomie und schon gar nicht in einer Restaurantküche zu arbeiten. Für ihn selbst waren die letzten Tage eine einzige Qual gewesen; körperlich und geistig. Er träumte nachts bereits vom Abkratzen des Fetts und der Soßenreste, dem Brummen der Spülmaschinen und den fast militärisch anmutenden Ansagen aus der Küche.

Nie zuvor hatte er von der Apotheke geträumt, die er besessen und mehr als zehn Jahre geführt hatte; zumindest nicht in alpträumenhaften Bildern. Sein Beruf war seine Berufung gewesen. Menschen zu helfen, hatte ihn mit Stolz erfüllt. Das Reinigen schmutzigen Geschirrs, das andere Leute hinterließen, nachdem sie sich die Bäuche vollgeschlagen hatten, empfand er dagegen als erniedrigend. Aber er hielt tapfer durch, immer sein Ziel vor Augen. Und schließlich würde er nach dem heutigen Tag nie wieder hierher zurückkehren müssen. Wenn der Abend vorbei war, würde er seine Mission erfüllt haben und endlich den Seelenfrieden finden, den er sich so ersehnte. Er war wie eine Droge, besser noch, wie ein spirituelles, höheres Ziel, das er erreichen wollte, nein, *musste*. Dafür war er bereit, ein Kapitalverbrechen zu begehen.

Seine vom Spülwasser nasse, behandschuhte Hand wanderte erneut, wie beinahe alle fünf Minuten, kontrollierend an seine Hosentasche. Ja, es war noch da, das kleine Reagenzglas. Die Gewissheit brachte ihm einen neuerlichen Moment der Erleichterung. Dennoch wuchs die Unruhe in ihm von Minute zu Minute stetig an. Er sah wieder zur Uhr an der Wand: In weniger als einer Viertelstunde sollte Elliott Dalton, der Teufel, im Restaurant eintreffen. Und in etwa vierzig Minuten würde die Hauptspeise für ihn, nur wenige Meter von Theodore entfernt, zubereitet werden. Dann käme der schwierigste Teil seiner Mission: Er musste den Inhalt des kleinen Kunststoffröhrchens, das er wie seinen Augapfel hütete, unauffällig über das Essen streuen. Wenn er das getan hatte, der Kellner Dalton den Teller gebracht und dieser wenigstens einen Bissen Fleisch heruntergeschluckt hatte, wäre alles vorbei.

Theodore, der in seinem Leben nie auch nur einer Fliege etwas zu Leide getan hatte, wusste, dass er sich eines Mordes schuldig machen würde. Noch vor einem Jahr hätte er nicht im Entferntesten geglaubt, dass er zu so etwas fähig sein könnte. Nun belehrte ihn der Sog, dieses die Seele zerfressende Gefühl, eines Besseren. Jeder Mensch kann zum Mörder werden; es müssen nur die entsprechenden Umstände eintreten. Wenn das eigene Leben bedroht ist, kann er über sich hinauswachsen und vom kultivierten Homo sapiens zum Raubtier mutieren. Für Theodore waren die Voraussetzungen für eine Transformation ohne Zweifel gegeben. Aber er sah sich nicht als Raubtier; allenfalls in seinen Gedanken, in denen er Dalton bereits erschossen, erstochen, oder ihn vom Dach eines Hochhauses gestoßen hatte. Abgesehen von der mangelnden Durchführbarkeit und den hohen Risiken, die damit verbunden gewesen wären, waren diese Methoden nicht Theodores Weg, um seinen Seelenfrieden zu erlangen. Der, den er letztendlich ersonnen hatte, war einfach und gleichzeitig effektiv: Eine tödliche Allergie mit einem simplen Geschmacksverstärker auszulösen, den man in nahezu jedem Lebensmittelladen kaufen konnte. Und es würde aus der Entfernung geschehen, mit genügend räumlicher Distanz zwischen ihm und seinem Opfer. Da war keine Hand, die einen Abzug drückte oder ein Messer in Daltons Brust stieß. Theodore würde dem Teufel nicht ins Gesicht sehen müssen.

Es ging ihm bei der Wahl seiner Methode weniger um den moralischen Aspekt, denn ihm waren die Konsequenzen seines Handelns sehr wohl bewusst. Viel mehr war es die Angst, die ihn zurückhielt, aktiv einen

Menschen zu töten. Aber auch jetzt empfand Theodore Angst. Nicht vor der Tat selbst, die er im Geiste immer und immer wieder durchgespielt hatte, sondern davor, dass etwas schiefgehen würde. Es gab keinen Plan B. Der Teufel *musste* heute sterben!

Er versuchte, nicht daran zu denken, wie er an die für die Durchführung seines Plans notwendige medizinische Information, die Achillesferse des Teufels, hatte gelangen können; wie nahe er Dalton tatsächlich einmal gestanden hatte. Aber das war Vergangenheit, glücklicherweise. Und in weniger als einer Stunde würde auch der Teufel nur noch eine schlimme Erinnerung all derer sein, die er gepeinigt hatte.

Theodores Adrenalinpiegel war hoch, der Schweiß auf seiner Stirn kalt, anders als an den letzten Wochenenden, wenn er in der heißen Spülküche gestanden hatte. Heute war es so weit, das machte ihm sein Unterbewusstsein mehr als deutlich. Erneut wanderte sein Blick zur Uhr: Der Teufel sollte inzwischen an seinem Platz sitzen, Tisch Nummer achtzehn. Er war jeden Freitagabend für ihn reserviert. Während Theodore weiter Soßenreste von dem feinen Porzellan spülte, lauschte er mit einem Ohr aufmerksam dem Annonceur. Neue Bestellungen kamen nahezu im Sekundentakt herein. Sie alle hatten hochtrabende Namen und von den wenigsten wusste Theodore, um was es sich überhaupt handelte. Er selbst war ein Liebhaber einfacher Hausmannskost und wäre nie in einem solchen Lokal verkehrt, selbst wenn er es sich hätte leisten können.

Nach dutzenden Bestellungen diverser Vorspeisen, Suppen und natürlich der beliebten, sündhaft teuren Fleischgerichte, war es soweit: Das Kobe-Steak für Tisch

achtzehn wurde annonciert. Die Henkersmahlzeit für den Teufel.

Nachdem er einmal tief durchgeatmet hatte, hängte Theodore die Spülbürste an den Haken, zog die Gummihandschuhe aus und legte sie ordentlich übereinander neben das große Waschbecken. Sein rumänischer Leidensgenosse Gelu, der kaum drei Worte Englisch sprach, schielte kurz herüber, schrubhte aber ohne Unterlass weiter. Vor Anspannung fast steif ging Theodore ein paar Schritte in Richtung Küche und schaute sich um: Es bot sich ihm das gewohnte Bild von emsigem Treiben in weiß gekleideter Menschen, die mit angestrengten Gesichtern routiniert ihre Handgriffe vollführten. Es dampfte an mehreren Stellen, eine Stichflamme schoss aus einer Pfanne empor. Die Luft war erfüllt von einer Melange aus herben Gewürzen und der Süße von Karamell. Es war alles so, wie es sein sollte.

Langsam und für die anderen unbemerkt, lief Theodore an der Wand entlang bis zur Station, an der Joshua arbeitete. Er war der Grillardin, Ende zwanzig und ein recht ehrgeiziger Bursche. Theodore hatte sich mit ihm einmal unterhalten wollen, natürlich nicht ohne Hintergedanken. Dabei war ihm schnell die Hierarchie in der Küche vor Augen geführt worden, die nicht zuließ, dass ein Koch mit einer Aushilfsspülkraft mehr als ein ›Hallo‹ austauschte. Dieses ungeschriebene Gesetz sollte auch noch nach Ladenschluss gelten. Zumindest hatte er eine wichtige Beobachtung machen können, die ihm jetzt, so hoffte er, von Nutzen war: Joshua hatte des Öfteren Mißgrüneattacken.

Niemand nahm Notiz von Theodore, als er sich in den für ihn verbotenen Bereich begab; dafür waren alle zu

sehr in ihre jeweiligen Aufgaben vertieft, die kaum ein Blinzeln zuließen. Er musste sich noch einen Moment gedulden; das Steak für Tisch achtzehn briet gerade in der Pfanne. Joshua wendete es mit einem geübten Griff. Theodore wusste inzwischen, dass Dalton sein Fleisch rare mochte; blutig. Das passte zu ihm. Nach wenigen Sekunden landete das große Stück Kobe-Rind punktgenau auf dem bereits mit grünem Salat garnierten Teller. Mit spitzen Fingern drapierte Joshua noch einen Zweig Rosmarin oben auf der rosa-braun glänzenden Kruste.

Theodore stieß sich von der Wand ab und räusperte sich.

Joshua warf einen flüchtigen Blick über seine Schulter. »Was willst du?«, fragte er mit hörbarer Abneigung, während er nun mit einem Tuch den Rand des Tellers sauber wischte. Sein Blick war starr und vollkommen konzentriert.

»Mein Kopf bringt mich um!« Demonstrativ griff sich Theodore an die Stirn.

»Was ist?«

»Du hast doch Aspirin, oder?«

»Ja, gleich! Siehst du nicht, dass ich zu tun habe?«

Theodore musste offensiver werden, ehe der Teller zur Ausgabe wandern und dann für ihn unerreichbar sein würde. Er trat neben Joshua und setzte eine leidende Miene auf. Sie wechselten einen kurzen Blick. Joshua hielt mit der Zange, zwischen der ein Stück hausgemachte Kräuterbutter steckte, inne und verzog spöttisch das Gesicht. »Du siehst ja richtig elend aus.«

»Es fühlt sich an wie Nadelstiche in den Schläfen«, bejauerte Theodore und kniff kurz die Augen zusammen. Er hoffte inständig, dass er als Leidensgenosse eines von

Migräne geplagten Mannes dessen Mitgefühl und Hilfe gewinnen konnte.

Der junge Koch sah auf das servierbereite Steak vor sich und brummte kurz. Dann legte er die Zange ab und wischte sich die Hände an seiner Latzschürze sauber. »Warte, ich hole schnell das Zeug.« Er rannte wie der Blitz davon in Richtung des kleinen Aufenthaltsraums für die Angestellten, in der auch die Spinde standen.

»Danke!«, rief Theodore ihm noch hinterher, dann hatte er auch schon das Röhrchen aus seiner Hosentasche gezogen.

»He, was suchst du hier? Wo will Joshua hin?«

Theodore zuckte unwillkürlich zusammen. Dabei entglitt ihm das Reagenzglas. Es landete auf seinem Schuh, prallte davon ab und rollte unter die Anrichte. Als er sich umdrehte, stand Ernesto, der hünenhafte Chef Tournant des Hauses, mit in die Hüften gestemmtten Händen vor ihm.

»Er holt mir Aspirin!«, stammelte Theodore aufgelöst und fühlte plötzlich einen Anfall von Schwindel. Er war ertappt worden, aufgefliegen. Jetzt würde er nicht nur des Hauses verwiesen werden, was ihm an sich nichts ausgemacht hätte; sie würden zuvor wahrscheinlich noch die Polizei rufen, die den Inhalt des Röhrchens untersuchen und schnell auf Theodores wahre Absichten kommen würde. Und der Teufel würde weiterleben dürfen.

Doch was war das? Ernesto schien das Röhrchen gar nicht bemerkt zu haben, denn sein fordernder Blick ruhte ausschließlich auf Theodore. Er riss den Arm nach oben und deutete zur Spülstation. »Wir sind hier keine Apotheke! Geh wieder an deinen Platz, du hast hier nichts verloren!«

»Ja, Sir!« Wie ein aufsässiger Schuljunge sah Theodore verschämt zu Boden. Als er sich gerade in Bewegung setzte, rief jemand Ernestos Namen. Dieser machte mit drohend ausgestrecktem Zeigefinger und einem deutlichen Ich-behalte-dich-im-Auge im Blick kehrt. Der Entremetier verlange nach ihm; offenbar gab es zwischen ihm und einem Kollegen Unstimmigkeiten, was das Anrichten einer Speise anging.

Theodore durfte jetzt keine Zeit verlieren. Er ging sofort in die Hocke und tastete mit der Hand unter die Edelstahlanrichte. Wo war das verdammte Röhrchen? Er ärgerte sich maßlos über sein Ungeschick. Während seine Finger hektisch den gekachelten Boden absuchten, schielte er zum Durchgang, der zum Aufenthaltsraum führte. Jede Sekunde würde Joshua wieder zurückkommen.

»Wo bleibt das Kobe für Tisch achtzehn?«, hörte Theodore jemanden aus der anderen Richtung rufen und auch zwei weitere Fleischgerichte wurden geordert. Sein Herz schlug wie wild. Der Schweiß rann ihm über die Stirn. Er streckte seinen Arm noch weiter in die schmale Lücke zwischen der Anrichte und dem Boden, bis er mit der Schulter anstieß. Aber er musste einsehen, dass es keinen Sinn machte, blind nach dem kleinen Reagenzglas zu tasten. Er sah kurz auf: Alle im Raum wandten ihm momentan den Rücken zu; das war seine Chance. Einmal tief durchgeatmet, legte er sich auf den Boden und schielte in den dunklen Zwischenraum, der kaum höher als zehn Zentimeter war. Jetzt entdeckte er das Röhrchen sofort. Es schien unversehrt und der Stopfen war auch noch an seinem Platz. Theodore griff danach und hielt es fest mit seiner Faust umklammert, während er sich wieder aufrichtete.

»Kobe kommt!«, hörte er keine fünf Sekunden später Joshua rufen, als dieser mit schnellen Schritten zu seiner Station zurückkehrte. Er hielt Theodore in der offenen Hand eine flache, weiße Tablette hin. »Hier, und jetzt verschwinde! Ich habe zu tun.«

»Danke dir!« Theodore nahm das Aspirin mit der schweißnassen rechten Hand, während er mit der zitternden linken das nun leere Röhrchen zu seiner Hosentasche führte und gleichzeitig auf das Fleisch auf dem Teller schielte. Konnte man das Pulver sehen? Es war kristallin, fast wie Zucker. Und obwohl Theodore es in der Hektik nicht gleichmäßiger hatte verteilen können, schien Joshua es nicht zu bemerken, während er jetzt, keine fünf Zentimeter daneben, die Kräuterbutter platzierte.

Theodore schob das Röhrchen in die Hose, dabei blieb der kleine rote Plastikstopfen an der Taschennaht hängen. Er fiel herunter und landete genau zwischen Joshuas Füßen.

Theodore verharrte wie gelähmt in seiner Position. Abwechselnd schaute er zum Boden und dann auf den Grillkoch, der erneut den Tellerrand vom Fleischsaft befreite. Joshua schien die Blicke in seinem Nacken zu spüren. Er sah kurz über seine Schulter. »Was ist denn noch? Wasser wirst du ja wohl alleine finden, oder?«

Theodore entschuldigte und bedankte sich höflich. Dann lief er ein paar Schritte rückwärts, bis er gegen die weiß gekachelte Wand stieß und dabei kurz zusammenzuckte. Sein Blick klebte an dem keinen Zentimeter messenden Deckel zwischen Joshuas Füßen, die er so gut wie gar nicht bewegte.

»He, du!«

Theodore und auch der Grillardin fuhren aufgeschreckt herum. Joshua kickte dabei den Deckel quer über den Boden.

»Mach, dass du an die Spülstation kommst oder du fliegst!«, schimpfte Ernesto aufgebracht und mit hochrotem Kopf. Auf seiner Stirn standen die Schweißperlen wie Kondenswasser.

»Schon gut, es war meine Schuld!« Joshua deutete Theodore mit einem eindringlichen Blick, zu verschwinden. Dieser kam nun der Aufforderung nach, den kleinen roten Deckel unauffällig vor sich herschiebend.

Es gab nur wenige Dinge in Elliott Daltons Leben, die er nicht vollkommen durchstrukturiert hatte und die nicht jede Woche gleich abliefen. Das gab ihm Sicherheit und es sparte vor allem Zeit. Denn Zeit bedeutete, gerade für jemanden wie ihn, bares Geld. Er stand an jedem Wochentag um Punkt fünf Uhr dreißig auf, machte seine Morgenübungen, duschte, frühstückte eine halbe Pampelmuse und etwas Müsli. Dabei studierte er die *Times* und trank seinen Lieblingstee, den er extra einmal im Jahr aus Fernost einfliegen ließ. Ab acht Uhr wartete seine Limousine vor der Tür, die ihn ins Büro brachte, wo er spätestens um acht Uhr dreißig an seinem Schreibtisch saß. Je nach Wochentag folgten auf das Lesen der von seinem Assistenten vorsortierten und auf das Wichtigste gefilterten Mails ein Vorstandsmeeting, eine Besprechung mit der Marketingabteilung oder ein Presetermin. Den Mittag verbrachte er meistens in einem

der nahegelegenen, feineren Restaurants mit irgendjemandem, den es geschäftlich zu umgarnen oder zu vernichten galt. Die Nachmittage verliefen ähnlich wie die Vormittage mit Meetings, Telefonaten und Videokonferenzen mit der ganzen Welt. Wenn nicht außerordentliche Umstände vorlagen, verließ Elliott die Firma um achtzehn Uhr.

Die Abende und Nächte verbrachte er in seiner Stadtwohnung, in einem der modernen Gebäudekomplexe mit direktem Blick auf die Themse. Bei einem guten Wein, einem Zigarillo mit Vanillearoma und klassischer Musik in einer Lautstärke, die alle Gläser in der Bar vibrieren ließ, klang der Tag für ihn aus.

Jeden Freitag, nach Feierabend, ließ sich Elliott nach Rochdale zu seinem Elternhaus fahren. Sein Vater, ein angesehener Anwalt, hatte es dort vor mehr als vierzig Jahren für die Familie gebaut. Er starb, als Elliott gerade neunzehn war und nicht bei ihm sein konnte. Das hatte ihn zutiefst getroffen, denn die beiden hatten immer eine starke Bindung zueinander gehabt. Nach dem Auszug seiner jüngeren Schwester und dem Tod seiner Mutter stand das Haus erst einige Jahre leer und fungierte nun seit geraumer Zeit als Elliotts Wochenendresidenz. Es war seine Festung der Einsamkeit und einer der wenigen Orte, an die er sich, als ein in der Öffentlichkeit stehender Mann, unbehelligt zurückziehen konnte. Wenn er sich dort aufhielt, verbat er sich ausdrücklich jegliche geschäftliche Störung. Die Missachtung dieser Regel hatte bereits zwei Angestellte ihren Arbeitsplatz gekostet und diverse aufdringliche Reporter ihre Lizenz. Elliott war allgemein bekannt dafür, rigoros gegen jeden vorzugehen, der ihm in die Quere kam. Das machte ihn

nicht zum Sympathieträger und das wusste er; dafür aber zu einem sehr erfolgreichen Geschäftsmann. Und das war ihm tausendmal lieber, als irgendjemandem zu gefallen.

Nachdem der Chauffeur ihn abgesetzt hatte, machte sich Elliott für gewöhnlich kurz frisch und traf sich, wenn nötig, mit dem Hausmeister oder Gärtner, um ihnen Anweisungen zu geben. Gegen zwanzig Uhr nahm Elliott dann ein Taxi und ließ sich ins Stefano's, sein Lieblingsrestaurant, fahren. Früher, als er noch ein Kind war, hatte er sich immer gefragt, was das für Menschen waren, die dort verkehrten. Alles war piekfein, jedes noch so kleine Gericht kostete ein Vermögen. Er hätte es sich rein finanziell durchaus leisten können, denn seine Familie war nie arm gewesen und er selbst hatte schon früh begonnen, sein eigenes Geld zu verdienen. Sein erstes Auto und alles, was er sich wünschte, hatte er sich ohne fremde Unterstützung geleistet. Aber er war auch sparsam gewesen. Geld für teures Essen zum Fenster hinauszuwerfen, war für ihn nie in Frage gekommen. So hatte er im Laufe der Jahre ein beachtliches Kapital angehäuft, mit dem er schließlich auch sein Start-up in der IT-Branche fast gänzlich ohne Fremdkapital hatte finanzieren können. Heute war das Stefano's für ihn kein Luxus mehr. Er war nach wie vor sparsam, aber auf einem anderen Niveau.

Lustlos stocherte Elliott in dem Soufflé herum, das ihm heute nicht so mundete, wie sonst. Es lag sicher nicht am Essen; die Qualität war wie immer hervorragend. Viel mehr waren es die Gedanken in seinem Hinterkopf, die ihm den Appetit raubten. Es waren störende Gedanken, die er schon seit geraumer Zeit mit sich her-

umschleppte und deren Ursache ihm wohl bewusst war. Alles hatte vor mehr als zwei Jahren mit dem Zerreißen eines Briefes begonnen. Und dieser für andere sicher grausam wirkende Akt hatte für Elliott eine Strafe nach sich gezogen: Sein Gewissen, diese durch stetes Training unterdrückte und unerwünschte Instanz, versuchte, ihn zu beeinflussen. Wie er sich inzwischen eingestanden hatte, mit Erfolg. Es hinderte ihn immer öfter am Schlafen, machte es ihm schwer, sich zu konzentrieren und sorgte zeitweise für Appetitlosigkeit.

»Nehmen Sie das weg!«, sagte er zu Max, dem stets zuvorkommenden und freundlichen Kellner.

»Ich hoffe, es war in Ordnung? Sie haben es heute kaum angerührt.«

Elliott winkte ab. »Ja, alles bestens. Mein Magen will heute nicht so recht mitspielen.«

»Oh, das tut mir leid.« Während Max den Teller vom Platz nahm, fragte er: »Dürfen wir dann das Steak servieren?«

»Ich bitte darum.« Elliott trank einen Schluck Wasser und tupfte sich die Stirn. Früher war es nie vorgekommen, dass ihm die Psyche einen Streich spielte. Aber genau das tat sie wohl. Er verspürte Unwohlsein und Beklemmungen. Sie kamen schubweise und, so hatte er festgestellt, besonders immer dann, wenn er in der Stadt war; in seinem Elternhaus. Das musste aufhören! Seine Arbeit durfte nicht unter so etwas Lächerlichem wie Gefühlen leiden. Elliott hatte bereits Vorkehrungen getroffen: Kommende Woche würde er erstmals, nach langem Hadern mit sich selbst, zu einem Psychiater gehen. Er erwartete sich nicht viel von diesem Treffen. Und erst recht würde er keinem wildfremden Menschen auf

die Nase binden, was die Ursache seines Zustandes war. Der Mann sollte nur dafür sorgen, dass er ihn wieder los wurde und sich sein Leben normalisierte. Kein Gewissen, keine Reuegefühle, keine Beklemmungen oder Schlaflosigkeit. Die Stimme des Kellners riss ihn aus seinen Gedanken.

»Bitte sehr, einmal das Kobe-Steak, rare.« Mit einer gekonnten Bewegung stellte Max den Teller vor Elliott ab. »Ich wünsche guten Appetit.«

Elliott bedankte sich mit einer knappen Geste und starrte auf das Fleisch. Es sah köstlich aus, wie immer. Dennoch spürte er nicht, dass ihm das Wasser im Mund zusammenlief. Sein Gewissen wollte ihn daran hindern, das Steak, seine Leibspeise, zu genießen. Er schlug mit der Faust auf den Tisch und entlud damit seine angestaute Wut über seinen Zustand, der ihm mehr und mehr wie eine Behinderung vorkam. Die Gäste an den Nachbartischen schauten kurz herüber, verhielten sich aber diskret genug, seinem Ausbruch keine Beachtung zu schenken. Elliott nahm die Stoffserviette und tupfte sich die Stirn ab. Der Seelenklempner musste einfach Erfolg haben; Elliott sah keinen anderen Ausweg aus seiner Misere, als sich geistig durchleuchten zu lassen. Seit seinem sechzehnten Lebensjahr hatte das niemand mehr mit ihm getan. Nur damals kannte der Arzt die ganze Wahrheit. Heute musste diese unter Verschluss bleiben, unter allen Umständen.

Elliott nahm Gabel und Messer in die Hände, wendete zunächst die Salatblätter von links nach rechts. Dann spießte er die Kräuterbutter auf und ließ sie auf dem heißen Fleisch verlaufen. Normalerweise war das für ihn ein beinahe erotischer Akt, doch weder sein Magen, noch

irgendein anderer Teil seines Körpers freuten sich heute auf das Steak. Noch vor einer Woche hatte er es mit Genuss und innerhalb kürzester Zeit verspeist. Auch das Soufflé vorneweg. Ganz offensichtlich wuchs das Gewissen in ihm wie ein Krebsgeschwür heran. Dieser Vergleich ließ ihn das Besteck senken. Die Kräuterbutter war inzwischen verlaufen, wie sein geistiger Zustand.

Nein! Er war nicht verrückt! Er musste sich nur zusammenreißen und zur alten Stärke zurückfinden. Und mit dem Essen des Kobe-Steaks würde er seinem Gewissen ein Zeichen setzen! Entschlossen schnitt er ein Stück vom Fleisch herunter und steckte es sich in den Mund.

Neugierig, wie es weitergeht?

Dann holen Sie sich den Thriller von J.P. Conrad
als Taschenbuch oder E-Book beim (Online-)
Buchhändler Ihres Vertrauens!

Weitere Infos finden Sie auf
jpconrad.com



Alle Thriller und Short Stories von

J.P. Conrad

Aufgefressen

Die Beichtkammer

Die Jagd der Henker

Dirty Story - Eine wirklich schmutzige Geschichte

Frischfleisch

In einer Stunde tot

In Vitro - Das Angst Experiment

Mutterschmerz

Ort des Bösen

totreich

Veranda

Entdecken Sie jpconrad.com:

Spannende Hintergrundinfos, Soundtracks,

Online-Spiele, aktuelle Termine uvm.



jpconrad.com